

# Gelebte Zeit und schöpferisches Werden – Henri Bergson (1859–1941)

Regine Kather, Ihringen

## 1. Die Zeit der Uhren und die Zeit des Lebens

„Jedermann hat bemerken können, daß es schwieriger ist, in der Erkenntnis des Ich Fortschritte zu machen, als in der der äußeren Welt. Außerhalb des Ich ist die Anstrengung des Erkennens unserem Wesen naturgemäß; mit fortgesetzter Übung wird sie immer leichter; man wendet Regeln an. In der Richtung nach innen muß die Aufmerksamkeit immer gespannt bleiben, und der Fortschritt wird mühsamer; man könnte sagen, daß man gegen ein natürliches Gefälle anzusteigen sucht. Liegt da nicht etwas Überraschendes vor? Wir sind uns in unserem Innern unmittelbar gegeben, und unsere Persönlichkeit sollten wir eigentlich am besten erkennen können. Aber keineswegs; unser Geist ist da wie in der Fremde, während die Materie ihm vertraut ist, und er sich bei ihr wie zu Hause fühlt.“<sup>1</sup>

Selbstvergessen wenden wir uns der Außenwelt zu, zielbewußt handelnd, neugierig forschend oder zerstreut durch die Flut der Sinnesreize. Die Innenwelt bleibt unbelichtet, das Wissen von uns oberflächlich und die Sprache, die zu ihrer Beschreibung dient, unscharf und verschwommen. Diese beunruhigende Beobachtung führte Henri Bergson, der 1859 in Paris geboren wurde, zu einer sorgfältigen Studie des menschlichen Geistes.

Der Vater, ein polnischer Jude, war Musiklehrer und Komponist. Die Mutter, Katherine Levison, stammte aus Nordengland und machte ihren Sohn mit der englischen Sprache und Lebenshaltung vertraut. Nach der Berufung des Vaters ans Konservatorium in Genf lebte die Familie für zwei Jahre in der Schweiz. Als ein weiteres Angebot sie zurück nach Paris und kurz darauf nach London führte, blieb der neunjährige Henri als Gymnasiast am Lycée Condorcet in Paris. Schon in der Schulzeit zeichnete sich eine doppel-seitige Begabung ab, die das philosophische Werk prägen wird: Bergsons Interessen gehörten der Mathematik und den exakten Naturwissenschaften genauso wie der Literatur und Philosophie. Erst bei seinem Eintritt in die École normale supérieure 1878 fiel zur Überraschung der Lehrer die Entscheidung zugunsten der ‚section Lettres‘. Drei Jahre später bestand Bergson die Abschlußprüfung und wurde Gymnasiallehrer für Philosophie zunächst in Angers und 1883 in Clermont-Ferrand. In der Abgeschiedenheit der Provinz

<sup>1</sup> H. Bergson, *Denken und schöpferisches Werden*. Aufsätze und Vorträge. Hamburg 1993, 55f.

fand er die Muße, die Dokorthese zu formulieren und seine philosophischen Vorstellungen zu prüfen.

Als Bergson 1888 sein erstes Buch mit dem Titel ‚Zeit und Freiheit‘ veröffentlichte, waren erst dreißig Jahre vergangen, seit Darwins epochales Werk ‚Über die Entstehung der Arten‘ erschienen war. Durch zufällige Mutationen und Selektion, so die Theorie, entstand im Lauf der Erdgeschichte die ungeheure Vielfalt an Lebewesen. Nicht nur die Entwicklung neuer Arten erklärte man mechanisch, sondern auch den menschlichen Geist: Die Psycho-Physik sah in Gedanken und Gefühlen Begleiterscheinungen physiologischer Prozesse. Schmerz und Freude lokalisierte man in bestimmten Körperteilen und maß die Intensität von Empfindungen an der Stärke äußerer Reize. Das seelische Erleben, so dachte man, folge dem gleichförmigen Fluß der Zeit, den die Uhren anzeigen. Der Geist blieb in diesem Weltbild ein seltsamer und unerklärlicher Fremdling. Für Bergson, der zunächst vom Evolutionismus Herbert Spencers geprägt war, wurde die Analyse der Zeit zum Schlüssel seiner Philosophie des schöpferischen Werdens.<sup>2</sup>

Als im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit ein neues Bild vom Kosmos entstand, wandelte sich auch die Vorstellung von Raum und Zeit: Im Mittelalter erschien der Kosmos als ein hierarchisch geordnetes Ganzes, in dem jeder Ort durch seine Nähe oder Ferne zum göttlichen Sein ausgezeichnet war. Himmel und Erde waren klar voneinander geschieden. Die Erde hatte zwar das Privileg, in der Mitte des Kosmos zu ruhen, doch ihr Mittelpunkt war der Höllenschlund, der Ort der größten Ferne von Gott. Entwicklung oder Verfall waren gleichbedeutend mit dem Aufstieg zu Gott oder der Abwendung von ihm.

Seit Galilei steuern Naturgesetze, die auf der Erde *und* am Himmel, an allen Orten *und* zu allen Zeiten gelten, den Ablauf des Geschehens. In welche Himmelsrichtung auch immer der Beobachter den Blick richtet – überall hat das Universum denselben Aufbau. ‚Alles, was meßbar sei, solle meßbar gemacht werden‘, forderte Galilei; er selbst berechnete die Geschwindigkeit von Kugeln, indem er die Zeit maß, in der sie eine schiefe Ebene hinabrollen. Der homogene Raum und die gleichförmig dahinfließende Zeit der Uhren hatten die qualitative Ordnung der Dinge abgelöst. In der Zeit, darin waren sich Leibniz und Kant einig, folgen die Ereignisse in einer ununterbrochenen Linie nacheinander, während sie im Raum gleichzeitig nebeneinander bestehen.<sup>3</sup>

Dank der Zeit der Uhren werden Lebensdaten chronologisch geordnet,

<sup>2</sup> H. Bergson: zit. in: M. Barlow, *Henri Bergson*. Paris 1966, 25f.

<sup>3</sup> A. Koyré, *Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum*. Frankfurt/M. 1980, 11f.

Terminpläne erstellt, Interessen und Verpflichtungen miteinander koordiniert. Das Handeln wird wirkungsvoll und zielsicher und seine Folgen können im voraus abgeschätzt werden. Die Minuten und Stunden, mit denen die Uhr die Länge zweier Ereignisse und ihren Abstand voneinander mißt, unterscheiden sich allerdings in nichts voneinander; sie sind homogen und leer. Jedes Ereignis wird mit demselben Maßstab gemessen, jeder Körper könnte seinen Ort mit einem anderen tauschen.

Aber kann man, so fragt Bergson, mit der homogenen und leeren Zeit das Entstehen des Neuen in der Natur und die Ordnung des inneren Erlebens beschreiben? Unablässig verknüpft der menschliche Geist die Vielfalt einzelner Erfahrungen, Gefühle und Gedanken. Sogar wenn wir aus einem tiefen Schlaf erwachen und über einen rätselhaften Traum nachsinnen, spüren wir, daß wir selbst der Träumer waren. Unsere Einstellungen, der Freundeskreis, der Beruf und das Land, in dem wir leben, haben sich seit unserer Kindheit verändert; trotzdem fühlen wir, daß wir dieselbe Person geblieben sind. Das Bewußtsein, darin stimmt Bergson Leibniz und Kant zu, ist unteilbar. Es bildet eine Einheit in der Zeit und nicht, wie ein Körper, eine Einheit im Raum. Die *verräumlichte* Zeit freilich, in der die Ereignisse eine endlose, homogene Linie bilden, ist dem Leben des Geistes fremd. Beobachten wir uns selbst: In der gelebten Zeit ist jeder Augenblick einzigartig. Keine Minute gleicht der nächsten; sie wäre anders, hätte ein bestimmtes Ereignis nicht stattgefunden und statt seiner ein anderes. Die Vergangenheit wirkt durch die Erinnerung fort und jede Erfahrung fügt etwas Neues hinzu. Keine Situation kann noch einmal erlebt werden, selbst wenn sie einer anderen noch so ähnlich ist. Jeder Augenblick trägt etwas heran, was noch nicht erlebt werden konnte, das unvorhersehbar ist und nichts kehrt jemals wieder. Am eigenen Leben erfahren wir die Unumkehrbarkeit der Zeit und die Einmaligkeit jedes Augenblicks.

„Ich mag mir noch so sehr im einzelnen vorzustellen versuchen, was mir zustoßen wird: wie arm, abstrakt, schematisch ist doch eine solche Vorstellung im Vergleich zu dem dann wirklich eintretenden Ereignis! Die Verwirklichung bringt ein unvorhersehbares gewisses Etwas mit sich, das alles verändert. Ich muß z. B. einer Versammlung beiwohnen; ich weiß genau, welche Personen sich dort treffen, um welche Tische, in welcher Tischordnung man sitzen, über welches Problem man sprechen wird. Aber wenn sie nun tatsächlich kommen, sich setzen und sprechen, wie ich erwartete, und das sagen, was ich vermutete: das Ganze wird dann doch einen einzigartigen und neuen Eindruck machen, als ob es jetzt mit einem originalen Strich von Künstlerhand gezeichnet wäre.“<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 110.

Es handelt sich um eine bloße Projektion der Vergangenheit in die Zukunft, wenn man behauptet, man wisse, was die Zukunft bringen wird und man könne sie sogar berechnen. Ständig werden neue Tatsachen geschaffen und mit ihnen neue Möglichkeiten. Die Zukunft geht aus dem Schoß der Gegenwart hervor. Der Mensch ist alles andere als ein Produkt äußerer Umstände, gefesselt durch die Macht der eigenen Geschichte, wenn er auf die feinen Nuancen achtet, die noch die vertrauteste Situation in sich trägt. Die Aufmerksamkeit durchbricht die eintönige ‚Wiederkehr des Gleichen‘ und weitet den Blick für die Zukunft. Jeder Moment unseres Lebens ist eine Art Schöpfung, die uns von Tag zu Tag bewußter werden kann.

„Mit Recht also sagt man, unser Tun hänge von dem ab, was wir sind; nur daß noch hinzugefügt werden müßte, daß wir in gewissem Grad auch sind, was wir tun, und daß wir uns selbst unaufhörlich erschaffen. Diese Schöpfung des Selbst durch sich selbst ... ist umso vollkommener, je besser man das durchdenkt, was man tut. ... wir finden, daß Dasein für ein bewußtes Wesen darin besteht, sich zu wandeln; sich zu wandeln, um zu reifen; zu reifen, um sich unendlich zu erschaffen.“<sup>5</sup>

Selbst einen flüchtigen Eindruck oder eine äußerliche Gewohnheit kann man nicht einfach wie ein Kleid wieder abstreifen. Fast unmerklich verändern uns die Gedanken und Gefühle, die uns ständig bewegen. In den Tiefen der Seele verschmelzen sie zu einer Einheit mit all den Erfahrungen, die man im Laufe des Lebens gesammelt hat. Je mehr eine Handlung aus der inneren Mitte hervorgeht, desto selbstbestimmter ist sie, desto stärker prägt sich in ihr ein unverwechselbarer Stil aus. Der Typus des ‚homo faber‘, der das Leben plant, seinen Lauf berechnet und über die Welt verfügt, wird abgelöst durch den Künstler, der sein Leben als sein Werk versteht:

„Wir sind frei, wenn unsre Handlungen aus unsrer ganzen Persönlichkeit hervorgehen, wenn sie sie ausdrücken, wenn sie jene undefinierbare Ähnlichkeit mit ihr haben, wie man sie zuweilen zwischen dem Kunstwerk und seinem Schöpfer findet.“<sup>6</sup>

Mit der inneren Freiheit wächst das Gespür, daß die Zeit nicht wie ein mächtiger Strom das Erlebte mit sich reißt, bis es irgendwann im Dunkel der Vergangenheit versinkt. Im Gedächtnis, jenem Organ, das uns vor dem Vergessen bewahrt und uns mit der Last der Vergangenheit auch die Offenheit für die Zukunft beschert, werden die Erlebnisse nicht einfach archiviert und katalogisiert; sie durchdringen sich wie die Farben eines Gemäldes oder die Töne einer Symphonie. Dem Vater verdankt Bergson die wunderbaren Bilder aus der Musik, in denen er die Ordnung des inneren Erlebens beschreibt.

<sup>5</sup> H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*. Jena 1912, 13f.

<sup>6</sup> H. Bergson, *Zeit und Freiheit*. Frankfurt/M. 1989, 129.

Während der abstrakte Begriff die unmittelbare Einsicht verstellt, öffnet das Bild, ein Gemälde in Worten, den Blick für die Tiefendimensionen des Geistes.

„Die ganz reine Dauer ist die Form, die die Sukzession unsrer Bewußtseinsvorgänge annimmt, wenn unser Ich sich dem Leben überläßt... : es genügt, wenn es diese Zustände, indem es sich erinnert, nicht neben den aktuellen Zustand wie einen Punkt neben einen anderen Punkt stellt, sondern daß es sie mit ihm organisiert, wie es geschieht, wenn wir uns die Töne einer Melodie, die sozusagen miteinander verschmelzen, ins Gedächtnis rufen. Könnte man nicht sagen, daß, wenn diese Töne auch aufeinanderfolgen, wir sie dennoch ineinander wahrnehmen, und daß sie als Ganzes mit einem Lebewesen vergleichbar sind, dessen Teile, wenn sie auch unterschieden sind, sich trotzdem gerade durch ihre Solidarität gegenseitig durchdringen? Der Beweis dafür ist, daß, wenn wir den Takt unterbrechen, indem wir einen Ton der Melodie über Gebühr aushalten, nicht die übertriebene Länge als solche, sondern die qualitative Veränderung, die damit dem Ganzen des musikalischen Satzes widerfährt, uns unser Versehen bemerkbar macht.“<sup>7</sup>

Die Töne verbinden sich zu einer rhythmischen Komposition, die erst in ihrer Ganzheit wirkt. Jeder Ton hat eine eigentümliche Zeitbestimmtheit, deren Modifikation den Gesamteindruck verändert. Der erste Ton, der längst verklungen ist, wirkt in der Erinnerung fort und verbindet sich mit dem letzten. Wie die Töne gewinnen die einzelnen Empfindungen ihre besondere Färbung, indem sie sich durchdringen, sich ergänzen und sich aneinander reiben. Jeder von uns, so betont Bergson, hat seine besondere Art zu lieben und zu hassen; in dieser Liebe und in diesem Haß spiegelt sich die ganze Persönlichkeit. In jeder Geste verrät sich die bisherige Lebensgeschichte.

Verglichen mit der wahren Dauer des Ich ist die Zeit der Uhren, die den Alltag bestimmt, „nur der Schatten ihrer selbst und kalt wie der Tod“.<sup>8</sup> In dem lebendigen Zusammenspiel verschiedener Erfahrungen gewinnt jede Minute ihr eigentümliches Gewicht. Das Erleben läßt sich von der Zeit so wenig ablösen wie der Rhythmus von der Melodie. Die Zeit muß reif sein für etwas; sie ist erfüllt, wenn man genau das tut, was in keinem anderen Augenblick möglich wäre. Jeder Mensch hat *seine* Zeit.

Die wahre Dauer des Ich, das innere Leben, ist kein Film, bei dem eine Momentaufnahme der nächsten folgt. Weder reihen sich die zahllosen Erfahrungen aneinander wie die Perlen einer Kette; noch gleicht das Ich dem qualitätslosen Faden, der die Perlen verbindet. Wird ein Mensch plötzlich in Todesnähe versetzt, beim Ertrinken, beim Absturz von einer Felswand oder bei einem Autounfall, kann schlagartig sein Leben vor dem inneren Auge

<sup>7</sup> H. Bergson, *Zeit ...*, op.cit. 77f.

<sup>8</sup> H. Bergson, *Denken ...*, op.cit. 148.

abrollen.<sup>9</sup> Plötzlich ist die Vergangenheit in all ihren Nuancen wieder bewußt. Sie war nur unserer Aufmerksamkeit entzogen und nie wirklich tot.

Erst wenn sich die Aufmerksamkeit von den Dingen losreißt, sich anspannt und dem inneren Leben zuwendet, umfaßt sie Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Wie sich aus Tönen eine Symphonie bildet, so kristallisiert sich die wahre Dauer des Ich aus der lebendigen und beweglichen Konstellation *aller* Erfahrungen. Die „Melodie unseres inneren Lebens“<sup>10</sup> erklingt ununterbrochen von der Geburt bis zum Tod. Diese reine Bewegung, die so unteilbar ist wie eine Komposition und der nichts Starres und Totes anhaftet, bildet die Stabilität der Person.

Das Zusammenspiel aller Erfahrungen, die Einheit des Erlebens, erfaßt allerdings nur die Intuition. „Die direkte Schau des Geistes durch den Geist ist die hauptsächlichste Funktion der Intuition“, sagt Bergson.<sup>11</sup>

„Eine Wirklichkeit gibt es ..., die wir alle von innen her durch Intuition und nicht durch einfache Analyse erfassen, das ist unsere eigene Person in ihrem Fluß durch die Zeit. Es ist unser Ich, welches dauert. Keinen anderen Gegenstand können wir ... geistig miterleben, aber wir erleben sicherlich uns selbst.“<sup>12</sup>

Je mehr wir den Blick in unser Inneres richten, je tiefer wir in es eindringen, desto mehr sammelt sich die Person in *einem* Punkt. Die Erlebnisse rücken zusammen, sie gewinnen an Tiefe und Dichte, die Vergangenheit ist gegenwärtig. In dem Maße, in dem die innere Gespanntheit wächst, stellt sich das Gefühl von Lebendigkeit und schöpferischer Freiheit ein. Die geschäftige Zerstreuung, die ermüdende Wiederholung von Ereignissen und die lastende Schwere neuer Anforderungen werden durch eine wachsende Intensität des Erlebens abgelöst:

„Wir gehen auf eine Dauer zu, die sich immer mehr in sich spannt, sich zusammenzieht, immer intensiver wird: an der Grenze würde die Ewigkeit sein ..., eine Ewigkeit des Lebens. Eine lebendige und infolgedessen bewegliche Ewigkeit, in der unsre eigene Dauer sich wiederfinden würde wie die Vibrationen im Licht“.<sup>13</sup>

Vom ersten Buch an ist Bergsons Werk durch die Spannung zwischen Wissenschaft und Metaphysik gekennzeichnet. Beide ergänzen sich, sie sind präzise und führen zu sicheren Ergebnissen; aber sie verwenden andere Methoden, sie sind unterschiedliche Richtungen des Denkens, so daß sie verschiedene Seiten der Wirklichkeit erschließen. Es ist ein Irrtum zu glauben,

---

<sup>9</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 173f.

<sup>10</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 169f.

<sup>11</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 58.

<sup>12</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 184.

<sup>13</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 210f.

man könne den Geist mit denselben Begriffen beschreiben wie materielle Prozesse. Wie die Wissenschaft muß sich allerdings auch eine moderne Metaphysik auf die Erfahrung stützen. Während jene die Außenwelt, den Raum, die Körper und die Gesetze ihrer Bewegung beschreibt, wendet sich diese der Dynamik des inneren Erlebens zu.<sup>14</sup> Jean Guitton, ein Schüler Bergsons, erläutert:

„Um das geheime Gesetz seines Lebens richtig zu verstehen, muß man wohl feststellen, daß er vom Konflikt zweier Berufungen beherrscht war. ... Die Gelehrten, Sophisten, Positivisten und Szientisten hatten die wahre Form des sicheren Wissens erarbeitet. Die Psychologen, Moralisten, Mystiker, Dichter und Redner studierten den Menschen, ... jedoch immer in einer gewissen Verschwommenheit und voller Hintergedanken. blieb also nur, die vorsichtige und genaue Methode der Naturwissenschaften auf das Studium des inneren Wesens anzuwenden, um das zu schaffen, was Bergson einmal positive Metaphysik nannte.“<sup>15</sup>

## 2. Gehirn und Geist

1888 zog Bergson nach Paris zurück und unterrichtete nacheinander an drei verschiedenen Gymnasien. Kurz darauf heiratete er Louise Neuburger und war nun mit dem Romancier Marcel Proust verwandt, der wie Bergson auf ‚der Suche nach der verlorenen Zeit‘ war. Für Bergson, der mit Worten wie ein Künstler ein Bild des inneren Lebens zeichnete, war es eine schwere Herausforderung, daß seine Tochter taub geboren wurde. Dank aller nur möglichen Unterstützung fand sie schließlich in Kunst und Malerei *ihre* Sprache. Zweimal, 1894 und 1898, bewarb sich Bergson vergeblich um eine Professur an der Sorbonne, zu deren Ablehnung vermutlich der Soziologe und Philosoph Emile Durkheim beitrug. Doch schon kurz darauf war Bergson glücklich, Verpflichtungen entronnen zu sein, die ihn von der eigenen Arbeit abgelenkt hätten. Ungestört veröffentlichte er 1896 sein zweites Buch mit dem Titel ‚Materie und Gedächtnis‘, in dem er das Verhältnis von Körper und Geist erörtert.

Ohne Zweifel sind geistige Prozesse ohne das Gehirn für uns undenkbar. Aber bedeutet das, daß das Bewußtsein aus Gehirnfunktionen ableitbar ist, und daß die Veränderungen der physiologischen Prozesse die Unterschiede im Erleben auslösen? Reicht der Geist nicht weit über das rationale Denken und das Vibrieren der Empfindungen hinaus?

Untersucht man den neurophysiologischen Aufbau des Gehirns, dann be-

---

<sup>14</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 58f.

<sup>15</sup> J. Guitton, *Leben und Werk von Henri Bergson*, o.A. 27f.

schreibt man materielle Strukturen. Man betrachtet das Gehirn als einen Körper im Raum, als ein Ding unter Dingen. Durch exakte Messungen erforscht man einzelne Funktionen, die man bestimmten Bewußtseinszuständen zuordnet. So scheint der Geist nichts anderes zu sein als das Produkt äußerst komplizierter chemischer und elektrischer Prozesse.

Aber das innere Leben vollzieht sich nicht im Raum und quantitative Bestimmungen erfassen es nur oberflächlich. Man muß allerdings, um den Geist mit Worten zu beschreiben, die seiner eigenen Sphäre entstammen, eine dreihundert Jahre alte Denkgewohnheit durchbrechen. Das Gehirn, so schließt Bergson, ist dem Bewußtsein nur zugeordnet. Eine bestimmte Schraube mag für das Funktionieren einer Maschine notwendig sein; trotzdem gibt die Schraube keinen Aufschluß über den Aufbau und den Zweck der Maschine. Ein Garderobenhaken, an den man einen Mantel hängt, verrät nichts über den Mantel.

„Wenn die Erfahrung feststellt, ... daß nur ein kleiner Teil des bewußten Lebens durch das Gehirn bedingt ist, so wird daraus folgen, daß selbst die Ausschaltung des Gehirns wahrscheinlich das bewußte Leben noch fortbestehen läßt.“<sup>16</sup>

Nicht nur Descartes, auch Leibniz und Kant hatten jede Einwirkung des Geistes auf den Körper ausgeschlossen. Leibniz sah in Geist und Materie verschiedene Ordnungen der Wirklichkeit; sie waren wie zwei Uhren aufeinander abgestimmt und folgten unbeeinflusst voneinander ihren eigenen Gesetzen. „Ebensowenig vermag der Körper den Geist zum Denken zu veranlassen wie umgekehrt der Geist den Körper zur Ruhe oder Bewegung“, schrieb Spinoza.<sup>17</sup>

Für Bergson jedoch bewegt sich das menschliche Erleben zwischen Geist und Materie wie zwischen zwei Polen. Ein Akt der Aufmerksamkeit versetzt uns entweder in den Mittelpunkt des inneren Erlebens oder in die Turbulenz des äußeren Geschehens. Die Aufmerksamkeit, lebendiger Ausdruck des menschlichen Geistes, verbindet Innen- und Außenwelt. Im Sinne der Antike, die den Dualismus von Materie und Geist nicht kannte, ist der Mensch eine leib-seelische Einheit. *Anima forma corporis* – die Seele sei die Form des Leibes, hieß es im Mittelalter.

„Materie und Geist haben eine gemeinsame Berührungsfläche, denn gewisse oberflächliche Schwingungen der Materie drücken sich in Empfindungen aus, die gleichsam an der Oberfläche unseres Geistes liegen; und andererseits muß der Geist, um auf den Körper einzuwirken, stufenweise zur Materie hinabsteigen und sich ver-

---

<sup>16</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 6If.

<sup>17</sup> B. de Spinoza, *Ethik* P.III, prop. 2.



räumlichen. Daraus folgt, daß die Intelligenz, obwohl sie den Dingen der Außenwelt zugewandt ist, sich außerdem auf die der Innenwelt richten kann“.<sup>18</sup>

Bergsons Einsicht, daß man den menschlichen Geist nicht mit denselben Begriffen beschreiben kann wie materielle Prozesse im Raum, hat bleibende Bedeutung. Die Diskussionen um künstliche Intelligenz und die moderne Gehirnforschung zeigen die Brisanz dieser Frage. Immer wieder wird versucht, das innere Erleben aus den Funktionen des Gehirns abzuleiten; und immer wieder stellt man mit Erstaunen fest, daß man das ‚Ich‘ auf diese Weise nicht findet.<sup>19</sup>

In den fünfziger Jahren kam der Physiker Erwin Schrödinger auf anderen Wegen zu derselben Überzeugung wie Bergson: Der Geist kann mit den Methoden und Begriffen der Naturwissenschaften nicht erfaßt werden. Sobald man versucht, ihn im Leib zu lokalisieren, macht man ihn zu einem Ding unter Dingen. Zum Objekt geworden, verliert er unweigerlich *die* Qualitäten, die ihn erst zum Geist machen, nämlich Lebendigkeit, Spontaneität, Freiheit und Bewußtheit.<sup>20</sup> Der Geist ist eben nicht, wie der Biologe Gunther Stent betont, nur ein Bestandteil unseres Körpers wie zum Beispiel die Leber. Es genügt nicht, seine Funktionsweise nur von außen zu untersuchen; er ist immer schon das Instrument, dessen wir uns bedienen, um ihn und damit uns selbst zu verstehen.<sup>21</sup>

### 3. Das Leben entwickelt sich in Garbenform

Durch den Ruf ans Collège de France im Jahr 1900 wurde Bergson für die Ablehnung seiner früheren Bewerbungen mehr als entschädigt. Schnell verbreitete sich sein Name und lockte die unterschiedlichsten Hörer an: Die Studenten der Sorbonne kamen ebenso wie die Geistlichen von Saint-Sulpice, arme Leute genauso wie die Damen von Welt. Mit seiner melodischen Stimme, seinem fein geschnittenen Gesicht mit der hohen Stirn und dem nach innen gewendeten Blick sprach Bergson nahezu frei zu seinen Hörern.<sup>22</sup> 1907 erschien das Werk ‚Die schöpferische Entwicklung‘, das, in kla-

<sup>18</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 53.

<sup>19</sup> P. Bieri, *Was macht Bewußtsein zu einem Rätsel?*, in: *Spektrum der Wissenschaft* 10/1992, 50.

<sup>20</sup> E. Schrödinger, *Geist und Materie*. Zürich 1989, 68f. – Vgl.: R. Kather, *Erwin Schrödinger: Die Struktur der Materie und der erkennende Geist*, in: *Der Mensch – Kind der Natur oder des Geistes? Wege zu einer ganzheitlichen Sicht der Natur*, Würzburg 1994, 145–164.

<sup>21</sup> G. Stent, *Die Autonomie des Menschen. Komplexität und Komplementarität des Geistes*, in: *Neue Horizonte* 92/93. Ein Forum der Naturwissenschaften. München 1993, 59; 78.

<sup>22</sup> J. Guittou, *Leben und Werk*, op.cit. 25.

rer, anschaulicher und beinahe musikalischer Sprache verfaßt, schlagartig die Aufmerksamkeit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus erregte. Dafür wurde ihm, der wie nur wenige Philosophen ein Meister vollendeter Prosa und ein brillanter Essayist war, 1928 der Nobelpreis für Literatur verliehen.

Die Evolutionslehre war für Bergson der Anstoß, das Entstehen des Neuen in der Natur zu untersuchen. Für das mechanistische Weltbild, auf dem die Theorie Darwins beruhte, bestanden sichtbare Körper aus harten, unwandelbaren, beweglichen und undurchdringlichen Bausteinen. Veränderung vollzog sich durch eine Neukombination der Teile und den geregelten Übergang von einem Zustand zum nächsten. Diese Kombinationen konnte man, wie bei einem Puzzle, jederzeit wieder rückgängig machen. Der Prozeß des Werdens schien umkehrbar und die Zeit, in der es sich vollzog, unwichtig zu sein.

Für die klassische Mechanik könnten alle Vorgänge auch in umgekehrter Richtung ablaufen; nicht die Naturgesetze, sondern nur die Anfangsbedingungen entscheiden über den tatsächlichen Verlauf einer Bewegung. Die Zukunft ist, zumindest prinzipiell, vorhersehbar und berechenbar. Ein allwissender Geist wie der Laplacesche Dämon könnte alle möglichen Zustände der Welt auf einen Schlag erfassen, wenn er ihren jetzigen Zustand kennen würde. ‚Es gibt nichts Neues unter der Sonne‘. Noch Albert Einstein war überzeugt, daß die Erfahrung einer einsinnigen und unumkehrbaren Zeitrichtung, die unser Alltagsleben bestimmt, eine Illusion sei.<sup>23</sup>

Getreu der klassischen Mechanik vollzog man eine weitere Abstraktion: Man betrachtete die Dinge unabhängig von ihrer Umwelt, um die Gesetze ihrer Bewegung umso reiner zu erfassen. Nur im Vakuum fallen eine Feder und ein Stein gleich schnell. – Aber, so fragt Bergson, *gibt* es überhaupt isolierte Systeme?

„Wenn die Wissenschaft bis ans Ende geht und vollständig isoliert, so nur der Bequemlichkeit der Untersuchung zuliebe. Stillschweigend setzt sie voraus, daß die sogenannten isolierten Systeme gewissen äußeren Einflüssen unterworfen bleiben ... diese Einflüsse (sind) ebensoviele Fäden, die das System mit einem anderen, größeren verknüpfen ... und so fort ... bis zum Sonnensystem in seiner Gesamtheit. Und selbst da gilt die Isoliertheit nicht absolut. Unsere Sonne strahlt Wärme bis jenseits des fernsten Planeten. ... Gewiß, der Faden, der sie dem übrigen Universum verhaftet, ist unendlich fein. Dennoch ist er es, woran sich die dem Ganzen des Univer-

<sup>23</sup> 1955, unmittelbar nach dem Tod seines Freundes Michele Besso und wenige Monate vor dem eigenen, schrieb er: „Nun ist er mir auch mit dem Abschied von dieser sonderbaren Welt ein wenig vorausgegangen. Dies bedeutet nichts. Für uns gläubige Physiker hat die Scheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur die Bedeutung einer wenn auch hartnäckigen Illusion.“ Zit. in: I. Prigogine/ I. Stengers, *Dialog mit der Natur*. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. (Übers. F. Griesse). München 1981<sup>2</sup>, 286.

sums immanente Dauer fortpflanzt bis zum winzigsten Teilchen der Welt, darin wir leben.“<sup>24</sup>

Bergson trifft den Nerv der modernen Wissenschaft, wenn er isolierte Systeme als nützliche Hilfskonstruktionen begreift. In diesen Systemen sind alle Möglichkeiten der Entwicklung vorgezeichnet. Neues entsteht nur in ‚offenen Systemen‘, die Energie mit ihrer Umgebung austauschen. Während der Evolution verwandelte der Stoffwechsel einfacher Lebewesen die Zusammensetzung der Atmosphäre, so daß Lebewesen, die Sauerstoff brauchen, entstehen konnten. Auch diese wirken allein durch Atmung und Ernährung unaufhörlich auf die Natur ein. Ökologische Systeme befinden sich in einem labilen Gleichgewicht: Stirbt eine Art aus oder entsteht eine neue, dann verändert sich das Zusammenspiel der Lebewesen unberechenbar und unwiderruflich.

Handelt es sich bei der Evolution also tatsächlich nur um den mechanischen Zusammenschluß materieller Elemente? Oder prägen sich allmählich keimhaft angelegte Möglichkeiten aus, wie Aristoteles dachte? Aber entstehen mit neuen Gestalten nicht auch neue *Möglichkeiten*? Mit jedem Ereignis verändern sich die Lebensbedingungen der Zukunft und schließen eine Rückkehr in einen früheren Zustand aus. Unaufhörlich treibt die Gegenwart neue Tatsachen und mit ihnen neue Möglichkeiten hervor, die den Spielraum des Werdens einengen oder erweitern. Alles, was je entstanden ist, war nur zu einem bestimmten Zeitpunkt möglich. Das Entstehen des Neuen ist ein einmaliges Ereignis. ‚Vor der Entwicklung des Lebens‘, so Bergson, ‚bleiben die Tore der Zukunft breit offen.‘<sup>25</sup> Der wirkliche ‚Stoff‘ der Welt ist Bewegung, schöpferisches Werden.

„Sagen wir also, daß es in der Dauer, als schöpferische Evolution aufgefaßt, eine unaufhörliche Schaffung von Möglichkeiten und nicht allein von Wirklichkeiten gibt. ... Wenn ein Musiker eine Symphonie komponiert, war sein Werk dann möglich, bevor es wirklich wurde? Ja, wenn man es dahin versteht, daß seiner Verwirklichung kein unübersteigbares Hindernis im Wege stand. ... Aber: Weder im Bewußtsein des Künstlers, noch viel weniger ... in irgendeinem anderen Bewußtsein ... wäre die Symphonie in der Eigenschaft eines bloß Möglichen vorhanden, bevor sie wirklich wurde. Aber kann man nicht dasselbe sagen von irgendeinem Zustand des Universums unter Einschluß aller bewußten und lebendigen Wesen? Ist es nicht reicher an Neuem, an radikaler Unvorhersehbarkeit, als die Symphonie der größten Meister?“<sup>26</sup>

<sup>24</sup> H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*, op.cit. 15–17.

<sup>25</sup> H. Bergson, zit. in: R. Sheldrake, *Die Wiedergeburt der Natur*. Wissenschaftliche Grundlagen eines neuen Verständnisses der Lebendigkeit und Heiligkeit der Natur. Bern, München, Wien 1993, 88.

<sup>26</sup> H. Bergson, *Denken und schöpferisches Werden*. Aufsätze und Vorträge. Meisenheim/Glan 1948, 32.

Die Natur gleicht keinem Puzzle, sondern einem Gemälde. Sie ähnelt nicht dem Handwerker, der vorgefertigte Teile zusammenbaut, sondern dem Künstler, dessen Werk sich aus dem Material allein nicht erklären läßt. Alle Farben mögen bereitstehen und die Leinwand ebenso vorhanden sein wie die zündende Idee: Ohne das mühsame Ringen mit dem Material, das behutsame Erproben verschiedener Möglichkeiten und das zögernde Skizzieren der Formen entsteht kein Gemälde. Es gewinnt durch den schöpferischen Akt selbst Dimensionen, die es im Geiste des Künstlers noch nicht hatte. Während beim Puzzle das Bild schon fertig ist, braucht der Maler die wirkliche Zeit. „Die Zeit ist Zeugung, oder sie ist schlechthin nichts“<sup>27</sup>, sie „ist die Spannung des Zögerns und Wählens“<sup>28</sup>, sagt Bergson knapp.<sup>29</sup>

In der Dynamik, die die Formbildung in der Natur vorantreibt, sieht Bergson das Wirken einer ‚Lebensschwungkraft‘, eines ‚élan vital‘. Ihre Richtung ist nicht vorherbestimmt. Das Leben in seinem Formenreichtum entwickelt sich in ‚Garbenform‘, es mündet in Sackgassen, beginnt wieder von neuem und verzweigt sich immer weiter. In jedem Augenblick gibt es mehrere Möglichkeiten, die im Laufe der Verwirklichung durch die Anpassung an die Umgebung eingeschränkt werden. Erst durch das Zusammenwirken der Lebensschwungkraft mit dem Widerstand der Materie kommt die Entwicklung in Gang.

„Nichts anderes beobachten wir an uns selbst bei der Entwicklung jener besonderen Tendenz, die wir unseren Charakter nennen. Jeder von uns wird beim Rückblick auf seine Geschichte feststellen, wie seine Kindheitspersönlichkeit, ihrer Unteilbarkeit ungeachtet, mannigfache Personen in sich vereinigte, die – weil noch im Werdezustand – verschmolzen bleiben konnten: ja diese Unentschiedenheit mit ihrer Fülle von Versprechungen ist gerade ein größter Zauber der Kindheit. Mit steigendem Wachstum aber werden die so sich durchdringenden Personen unvereinbar; und da jeder von uns nur ein Leben lebt, ist er genötigt, seine Wahl zu treffen. Tatsächlich wählen wir unaufhörlich und geben ebenso unaufhörlich vielerlei Dinge auf.“<sup>30</sup>

Wie beim Menschen verläuft auch in der Natur die Evolution in ‚Garbenform‘. Möglichkeiten werden durchgespielt und verworfen, verschiedene Entwicklungslinien bilden sich und laufen eine Zeitlang nebeneinander her. Es wäre ein Irrtum, alle Pflanzen als Vorläufer der Tiere anzusehen; auch die Entwicklung der Tiere zielt nicht nur auf die des Menschen. Die erstaunliche Organisation eines Bienenvolkes etwa stellt einen vorläufigen Endpunkt

<sup>27</sup> H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*, op.cit. 344.

<sup>28</sup> H. Bergson, *Denken und schöpferisches Werden*, op.cit. 1948, 112.

<sup>29</sup> H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*, op.cit. 17.

<sup>30</sup> H. Bergson, *Schöpferische Entwicklung*, op.cit. 105f.

dar, der nie zur Bildung des Menschen weiterführen konnte. Von zahlreichen Verästelungen führte nur *ein* Zweig weiter zum Menschen.

Es ist falsch „zu glauben, die Menschheit, wie wir sie vor Augen haben, sei in der Entwicklungsbewegung gleichsam prädestiniert. Nicht einmal soviel läßt sich behaupten, daß sie der Zusammenstrom der gesamten Entwicklung sei. Denn auf mehreren und divergierenden Linien hat sich die Entwicklung vollzogen, und wenn am Ende der einen Linie die Art Mensch steht, so sind neben ihr andere Linien durchgemessen worden, mit anderen Arten an ihrem Ende.“<sup>31</sup>

Der Mensch ist zwar nicht das Ziel, aber ein Konvergenzpunkt der Evolution: Es ist unübersehbar, daß sich das Bewußtsein in den letzten Jahrmilliarden immer mehr entfaltet und seine Bedeutung zugenommen hat. Aber fast überall führte diese Entwicklung in eine Sackgasse; nur beim Menschen fand das Bewußtsein den Weg, über sich hinauszuwachsen in eine neue Dimension. Mit dem Selbstbewußtsein wurde die Freiheit gewonnen, dem eigenen Leben eine Richtung zu geben und nach dem letzten Ursprung allen Werdens zu fragen.

Die Metapher der ‚Garbe‘ oder des ‚Baumes‘ hat die der ‚Kette der Lebewesen‘ abgelöst. Nach diesem Motiv, das für mehr als 2000 Jahre zu den berühmtesten Bildern der abendländischen Geistesgeschichte gehörte, folgen die Lebewesen so lückenlos aufeinander wie die Glieder einer Kette. Diese reichte von der unbelebten Materie über die niedrigsten Lebewesen bis zu Gott, dem schöpferischen Ugrund allen Seins. Der Stufenleiter des Seins verdankte der Kosmos seinen inneren Zusammenhang.<sup>32</sup>

In Deutschland geriet Bergson seit dem Dritten Reich in Vergessenheit; die Existentialisten, die Frankfurter Schule und die analytische Philosophie waren sich in der Ablehnung Bergsons einig. Erst die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften enthüllen die ungewöhnliche Weitsicht seines Werkes, das Pierre Teilhard de Chardin ebenso inspirierte wie Alfred North Whitehead. Teilhard, der die Evolutionslehre, diese neue Botschaft vom Werden der Welt, wie eine ‚Verheißung‘<sup>33</sup> in sich aufnahm, sah im Werk Bergsons eine neue Verbindung von Geist und Materie, von Schöpfung und Evolution. Auch Whitehead spinnt an dem Faden weiter, den Bergson aufgegriffen hatte: Eine moderne Philosophie muß das Werden in der Natur wie in der Welt des Geistes angemessen würdigen.<sup>34</sup> Dem Nobelpreisträger Ilya Prigogine dient Bergsons kritische Bestandsaufnahme der klassischen Wis-

<sup>31</sup> H. Bergson, zit. in: J. Hemleben, *Pierre Teilhard de Chardin*. Reinbek b. Hamburg 1966, 37.

<sup>32</sup> Vgl. A. O. Lovejoy, *Die große Kette der Wesen*. Geschichte eines Gedankens. Frankfurt/M. 1993.

<sup>33</sup> P. Teilhard de Chardin: op.cit. 35.

<sup>34</sup> A. N. Whitehead, *Prozeß und Realität*. Entwurf einer Kosmologie. Frankfurt/M. 1984, 387f.

senschaft noch immer als Programm. Die mit der Bewegung verknüpfte homogene Zeit ist in der Tat nur auf eine begrenzte Klasse einfacher dynamischer Systeme anwendbar und ungeeignet, die Selbstorganisation der Materie zu beschreiben. Der Umschlag in eine neue Struktur geschieht nur in Systemen, die nicht im Gleichgewicht sind. Dieser Prozeß ist unumkehrbar, so daß die Zeit eine bisher nicht gekannte Bedeutung gewinnt.<sup>35</sup>

#### 4. Die Erneuerung der Religion aus der Intuition

Bergsons Ruf dehnte sich allmählich über Frankreich hinaus aus. 1911 hielt er Vorlesungen in Oxford und Birmingham, 1913 in New York. Im schicksalsschweren Jahr 1914, in dem der erste Weltkrieg ausbrach und Europa verwüstete, wurde er in die Académie française gewählt. Im selben Jahr verbot Papst Pius X. den Priestern den Besuch der Vorlesungen Bergsons und setzte dessen Werke auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher. Der Zeitpunkt, die Evolutionslehre mit einer spirituellen Interpretation der Wirklichkeit zu verbinden, war noch nicht gekommen. Noch Teilhard de Chardin kämpfte zeitlebens vergeblich um die Veröffentlichung seiner Schriften. Kurz nachdem Bergson 1921 seine Professur am Collège de France niedergelegt hatte, wählte man ihn zum Präsidenten der Commission internationale de coopération intellectuelle. Im Alter von 65 Jahren wurde er zum ersten Mal in seinem Leben von einer schweren Krankheit heimgesucht: Ein schmerzhafter Anfall von Rheuma war der Beginn einer nicht mehr abreißen Kette von Krisen, die ihn immer stärker an seine Wohnung fesselten. Die Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit zwang ihn immer mehr zum mündlichen und schriftlichen Austausch mit Freunden und Schülern. Nachdem ihm 1928 der Nobelpreis für Literatur verliehen worden war, empfing er zwei Jahre später mit dem ‚Großen Kreuz der Ehrenlegion‘ eine weitere hohe Auszeichnung.

Schon 1902 hatte Bergson einen begeisterten Brief von dem renommierten Harvard-Professor William James, einem Vertreter des amerikanischen Pragmatismus, erhalten. James hatte einen ähnlichen Entwicklungsweg zurückgelegt wie Bergson: Vom mechanistischen Weltbild ausgehend, hatte

---

<sup>35</sup> I. Prigogine/I. Stengers, *Dialog mit der Natur*, op.cit. 18f; 100: „Der zentrale Begriff (in der Theorie der Selbstorganisation, R. K.) ist das Problem der Zeit und ihrer Beziehung zur Komplexität. ... Wenn Bergsons kritische Bestandsaufnahme der klassischen Wissenschaft noch immer verständlich ist, so ... als ein *Programm*, das von den gegenwärtigen Wandlungen der Wissenschaft allmählich erfüllt wird. So wissen wir heute, daß die von Bergson kritisierte, mit der Bewegung verknüpfte Zeit in der Tat nur auf eine begrenzte Klasse von einfachen dynamischen Systemen anwendbar ist.“

er sich allmählich das ganze Spektrum der menschlichen Erfahrung erschlossen. Eines seiner letzten Bücher trägt den bezeichnenden Titel ‚Die Vielfalt religiöser Erfahrung‘. Wie Bergson war auch James überzeugt, daß eine moderne Metaphysik sich auf die Erfahrung stützen müsse. Auch die verschiedenen Formen religiösen Erlebens, die weltweit bezeugt sind, muß man auf ihren Kern durchleuchten.<sup>36</sup> Wie der Weg von James mündet auch der Bergsons in das Studium religiösen Erlebens. 1932 erschien das letzte große Werk mit dem Titel ‚Die beiden Quellen der Moral und der Religion‘. Auch in dieser Schrift bleibt die Frage leitend: Woraus speisen und erneuern sich religiöse Anschauungen? Intensiv setzt sich Bergson mit *den* Theorien auseinander, die die Religionen auf psychologische oder soziologische Gewohnheiten zurückführen. Anders als bei staatenbildenden Tieren wie Ameisen oder Bienen beruhen menschliche Gemeinschaften auf Freiheit und Intelligenz. Soziale Formen verleihen eine gewisse Orientierung und schützen vor der Angst vor dem Tod, denn gewöhnlich findet unser Ich seinen Halt an der Oberfläche und nicht in der eigenen Tiefe. Viele folgen den Regeln der Gesellschaft allerdings nur aus Bequemlichkeit, Gewohnheit, blinder Pflichterfüllung oder Gehorsam. Dadurch haben religiöse Organisationen die Tendenz, Zwänge auszuüben und sich gegeneinander abzuschließen. Auf diese Weise entsteht die statische Religion.

Doch es gibt noch eine andere Quelle der Religion: Die Intuition, ein schöpferischer Akt also, durchbricht den engen Kreis religiöser Gewohnheiten. Für einen Augenblick wird ein Mensch eins mit dem Lebensstrom, der alles durchflutet. Der ‚élan vital‘, die Lebensschwungkraft, treibt nicht nur die Evolution voran. Sie ist die Gotteskraft selbst, die Fülle aller Zeiten, der schöpferische Ursprung des Lebens. Mystik ist für Bergson die unmittelbare Erkenntnis des Göttlichen, eine ‚cognitio Dei experimentalis‘, wie es im Mittelalter hieß.

„Durch den (Lebens-)Strom ... in ihren Tiefen erschüttert, hört die Seele auf, sich um sich selbst zu drehen. ... Sie hält inne, als hätte sie eine Stimme vernommen, die sie rief. Dann läßt sie sich geradeaus tragen. Sie kann die Kraft, von der sie bewegt wird, nicht direkt wahrnehmen, aber sie fühlt ihre undefinierbare Gegenwart, oder sie ahnt sie, durch eine symbolische Vision hindurch. Nun kommt eine ungeheure Freude, eine Ekstase, in der sie aufgeht ...: Gott ist da, und sie ist in ihm.“<sup>37</sup>

Die Berührung mit dem Lebensstrom weitet den Blick für die ganze Menschheit. Der Mystiker ist erfüllt von dem Wissen, daß der Lebensstrom in allen Menschen und sogar in der Natur wirkt. Dadurch erneuert sich die Überzeugung, daß Werte wie die Menschenwürde, Gerechtigkeit oder Liebe

<sup>36</sup> H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 238.

<sup>37</sup> H. Bergson, *Die beiden Quellen der Moral und der Religion*. Frankfurt/M. 1992, 179.

uneingeschränkt für alle gelten. Die offene Haltung wirkt nicht durch Zwänge und Gebote, nicht durch Angst und Drohungen, sondern durch die Anziehungskraft, die derjenige ausstrahlt, der die höheren Ideale der Menschheit verkörpert. In dieser Geisteshaltung wandten sich die Stifterfiguren der Religionen wie Buddha oder Christus an alle Menschen.

„Für uns ist der Höhepunkt der Mystik eine Fühlungnahme, und damit ein teilweises Einswerden mit der schöpferischen Anstrengung, die vom Leben offenbart wird. Diese Anstrengung ist von Gott, wenn nicht geradezu Gott selbst. Der große Mystiker wäre demnach eine Individualität, die die Grenzen überschreitet, die der Spezies durch ihre Stofflichkeit gezogen sind, und so das göttliche Wirken fortsetzt und verlängert.“<sup>38</sup>

Der Mystiker muß sein Wissen ins Handeln überführen, mag seine Zeit ihn verstehen oder vielleicht erst eine spätere. In kostbaren Augenblicken schöpft er aus der intuitiven Fühlung mit dem Lebensstrom, um im Alltag in mühsamen Schritten ‚neuen Wein in alte Schläuche zu gießen‘. In immer wieder neuen Anläufen wird die Intuition zum Korrektiv für die Lebensgewohnheiten der Gemeinschaft. Die statische Religion ist nur eine Momentaufnahme im langsamen Fortschritt der Menschheit zur Wahrheit. Wieder ist es ein Beispiel aus der Musik, das Bergson hilft, die Arbeit des Übersetzens zwischen Intuition und Denken, zwischen dynamischer und statischer Religion zu verdeutlichen.<sup>39</sup>

In eine ähnliche Richtung wie Bergsons Impuls zielt der noch längst nicht eingelöste Ausspruch von Karl Rahner: ‚Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder nicht mehr sein‘.<sup>40</sup> Für Carl Friedrich von Weizsäcker ist die Mystik die tiefste Wurzel der verschiedenen Religionen. Wie die Speichen eines Rades laufen sie in einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammen.

Als Hitler im September 1939 Polen und 1940 Paris besetzen ließ, bemerkte Bergson voll Bitterkeit, daß er ‚zu lange gelebt habe‘. Auch in Frankreich wurde nun die jüdische Bevölkerung registriert und deportiert. Man wollte Bergson schützen, aber er selbst wollte auf der Seite der Leidenden und Erniedrigten stehen.<sup>41</sup> Obwohl er schon lange keine innere Verbindung mehr zum Judentum hatte und sich zur christlichen Mystik hingezogen fühlte, bestand er darauf, als Jude registriert zu werden. Trotz seiner Schmerzen verließ er sein Bett und stellte sich, nur mit Schlafrock und Pantoffeln bekleidet und von einem Diener geführt, im Januar 1941 viele Stunden in die Schlange der Wartenden. Durch die eisige Kälte zog er sich eine

<sup>38</sup> H. Bergson, *Die beiden Quellen...*, op.cit. 172.

<sup>39</sup> H. Bergson, *Die beiden Quellen...*, op.cit. 196f.

<sup>40</sup> K. Rahner, *Schriften zur Theologie XIV*, Zürich, Einsiedeln, Köln 1983, 375.

<sup>41</sup> Zit. in: H. Bergson, *Denken...*, op.cit. 18.



Lungenentzündung zu, an der er einundachtzigjährig nach drei Tagen starb. Die Zeitumstände verboten eine angemessene Würdigung. Nur wenige kamen zur Beerdigung, bei der auf seinen Wunsch ein katholischer Priester einige Gebete sprach.

Für den polnischen Philosophen Leszek Kolakowski liegt das Verdienst des ‚Dichterphilosophen‘ darin, daß er den Menschen wieder mit dem Kosmos und die Philosophie wieder mit dem Leben verbindet.<sup>42</sup> Der französische Philosoph Émanuel Lévinas sieht Bergsons Beitrag in der Theorie der Dauer, die die Vorherrschaft der Zeit der Uhren zerstört und den Menschen dem ganz Anderen, dem Unendlichen öffnet.<sup>43</sup>

Das Werk Bergsons ist von der Überzeugung durchdrungen, daß im Schoß der Gegenwart stets mehrere Möglichkeiten ruhen. Neues entsteht, das eine Bereicherung, ein Wachsen, ein schöpferisches Werden sein kann. Auch die Geschichte der Menschheit wird nicht von einem unabänderlichen Fatum gelenkt. Die Vielzahl einzelner Entscheidungen und Handlungen durchdringen sich und bringen *die* Bedingungen hervor, unter denen die Menschheit künftig leben wird. Einfachheit, so war die Überzeugung Bergsons, sei eine Vorbedingung für ein erfülltes Leben. Nur dann kann die Menschheit in eine Richtung weiterschreiten, wie sie Bergson, inspiriert vom Johannes-Evangelium, zeichnet:

Aber die „Menschheit ... weiß nicht genügend, daß ihre Zukunft von ihr selbst abhängt. Es ist an ihr, zunächst zu entscheiden, ob sie weiterleben will, an ihr, sich weiter zu fragen, ob sie nur leben oder außerdem noch die nötige Anstrengung leisten will, damit sich auch auf unserm widerspenstigen Planeten die wesentliche Aufgabe des Weltalls erfülle, das dazu da ist, Götter hervorzubringen.“<sup>44</sup>

<sup>42</sup> L. Kolakowski, *Henri Bergson*. Ein Dichterphilosoph. München, Zürich 1985.

<sup>43</sup> E. Lévinas, *Ethique et Infini*. Paris, 1982, 22f: „Es ist das Verdienst Bergsons, die Philosophie vom verblüffenden Modell der wissenschaftlichen Zeit befreit zu haben. ... Bergson ... zeigte einleuchtend die ... Wirklichkeit der Zeit. Ich weiß nicht, ob die moderne Wissenschaft uns noch immer in eine Welt stellt, in der es ‚nichts Neues gibt‘. Ich denke, sie versichert uns zumindest die Erneuerung ihrer eigenen Horizonte. Aber es ist Bergson, der uns die Idee des Neuen gelehrt hat, der uns das ‚Sein‘ frei von der äußeren Erscheinung in einem ‚jenseits des Seins‘ gelehrt hat.“

<sup>44</sup> H. Bergson, *Die beiden Quellen...*, op.cit. 247.